Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 13 (1882)

Artikel: IFriedrich Frey-Herose, Bundesrath : aus der handschriftlichen hinterlassenen Autobiographie

Autor: [s.n.]

Kapitel: 2: Aus der Stammtafel der Familie Frey

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-24595

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus der Stammtafel der Familie Frey.

In unsrer Familiengeschichte spielen die zwei Namen Frey und Sulzer die Hauptrolle; was ich über die beiden, nicht ohne Mühe, zusammen gebracht habe, will ich hier mittheilen.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts bestand in dem zur Altgrafschaft Baden gehörenden Städtchen Mellingen ein Geschlecht Frey, das sich von andern gleichen Namens durch sein Wappen unterschied: ein auf den Hinterfüßen nach rechts stehendes goldnes Einhorn in grünem Felde. Hans Friedr. Frey daselbst war Zwingli's Lehre beigetreten, und auch die Umgegend an der Reuß, zumal das benachbarte Freiamt, schien sich derselben gleichfalls zuwenden zu wollen. Da aber nebenher die alte Heiligen-Verehrung fortgalt und die einzelnen Landvögte, sowie die mächtigen Abteien papistisch blieben, so traute Frey seiner neuen Confession hier zu Lande weder Dauer noch Frieden zu und wanderte mit seinen beiden Söhnen Johann Rudolf und Rudolf nach Basel aus. Bei seiner Abreise stiftete er in die Mellinger Pfarrkirche sein Wappen in Glas gebrannt, das sich noch dort befindet. Als die Basler für ihren neuen Glauben 1531 mit in die Schlacht bei Kappel ziehen mußten, führte der junge Einsaße Rudolf Frey* ein Fähnlein von 500 Bürgern dorten mit so glücklichem Erfolge, daß man ein Jahr darauf seiner ganzen Familie das Stadtbürgerrecht schenkte. Da lebt dieselbe noch heute fort, und in einer ununterbrochenen Stammtafel leitet sich ab von jenem Hans Rudolf das eine Geschlecht des dortigen Bürgermeisters und Tagsatzungsgesandten Frey, sowie von dem zweiten Sohne Rudolf das andere des Dr. Emil Frey, der 1832 aus der Stadt ins Landrecht von Baselland übertrat.**

* Wahrscheinlich Namensverwechslung mit dem Zürcherhauptmann Frey, Führers von 4000 M., der 1531 im Gefecht am Gubel fiel.

** Sein gleichnamiger Sohn ist seit 1882 eidgenöss. Gesandter bei der Nordamerikan. Republik.

Beide Zweige führen das vorhin erwähnte Wappen unverändert, mit der Devise: Nil intentatum reliquit virtus.

Schon um Mitte des 16. Jahrhunderts haben sich Söhne oder Enkel jener beiden Basler Neubürger nach Schwaben gewendet, und auf dieser Wanderung hat sich ihr Wappen etwas geändert. Die grüne Grundfarbe des Schildes wurde gelb, das goldne Einhorn schwarz, beides heraldisch wohl viel richtiger. In Folge von Heiraten werden auch die Alliance-Farben der Ehefrau mit ins Frey'sche Familienwappen aufgenommen worden sein, und so wurde dessen untere Hälfte durch eine heraldisch sonst unzulässige Zeichnung ersetzt. Ein rother Schrägbalken theilt nämlich ein zur vordern Hälfte silbernes, zur hintern goldnes Feld. Vielleicht ist indessen der goldne Theil als bloßes Überbleibsel von der obern Wappenhälfte stehen geblieben und die hinzu gekommenen Farben sind nur Silber und Roth. Aus dieser Zeit datirt wohl auch die Helmzier, welche vorwärts roth mit Silber, rückwärts roth mit Gold, den offnen Turnierhelm mit seinem umgehängten Kleinod deckt. Doch habe ich diese Helmzier auch schon in den Farben Schwarz mit Gold gesehen. Die Devise „Edel und stark" ist neueren Ursprungs. Dieses Wappen habe ich bei andern Namensfamilien Frey nicht vorgefunden, sie führen einen Mond, eine Sonne, oder Sterne, oder irgend eine andre Figur auf verschiedenfarbigem Grund.

Von den nach Schwaben gezogenen Gliedern der Familie ließen sich die einen in Ulm und Augsburg nieder, doch hier ohne Dauer; andere in Schaffhausen, wo das Geschlecht noch jetzt in zahlreichen Gliedern fortlebt; wieder andere in Lindau am Bodensee, wo es urkundlich von 1349 bis ins 19. Jahrhundert fortbestanden hat. Von dieser Lindauer Linie leitet sich unsere eigne Familie her. Zu den Zeiten, da Lindau eine freie Reichsstadt war, zählte die Familie Frey daselbst zu einem der dreizehn Geschlechter des dortigen Stadtpatriziats. Ihre Zunftstube nannte sich deutsch Im Seunfzen, lateinisch Societas patricia lindaviensis. Auf einer im Jahre 1730, bei Anlaß der Jubiläumsfeier der Augsburger Confession, geprägten Medaille, die gleichzeitig zu Ehren Kaisers Karl VI. gelten sollte, weil er die von Karl V. erneuerte Patrizierzunft zu schützen versprochen hatte, sind die 13 Wappen der damaligen Herrengeschlechter angebracht; die einfachsten darunter, also auch wohl heraldisch die ältesten, sind die der Familien Bensperg (1542), Seutter (1491), Funk, Frey und allenfalls noch Miller und Roder.

Das Stammhaus unsrer Familie zu Lindau ist ein kleines, zwei Fenster breites, zweistöckiges Gebäude, mit der Vorderseite nach Süden schauend, an der mitten durch die Stadt führenden Hauptstraße gelegen, das zweite Haus vom Königsbrunnen an gegen Westen. Sein Äußeres und Inneres legt Zeugniß ab von der Genügsamkeit der Alten. Das Erdgeschoß besteht, nebst dem Hausgang, lediglich aus einem schmalen Verkaufslocal, hinter welchem ein hochummauertes Höflein mit einem Magazingebäude liegt. Im ersten Stock ist ein zweifenstriges Wohnzimmer und dahinter auf dem dunkeln Gang die durch ein geringes Fensterschalterchen keineswegs erhellte, sondern nur erdämmerte Küche. Könnte die Finsterniß als Kochholz dienen, so hätte man hier nicht ein einziges Scheit anzukaufen gebraucht. Dann folgt ein langer dunkler Hausflur, verengt durch ein paar an die Wand gestellte, altersschwarze Kästen; er führt an zwei fensterlosen Kämmerchen vorbei auf eine sieben Schritt lange Terrasse, die mit einem Hinterzimmer abschließt. In den zweiten Stock tappte man auf einer mitten im Flur stehenden dunkeln Holztreppe hinauf; hier war nichts als gegen die Straße zu eine kahle Kammer, drüber der Estrich mit dem Gerümpel. Diese Kammer war nachmals uns Kindern zur Schlafstube eingerichtet worden. Da ließ sich in ruhigen Nächten ein wie vom Estrich herabkommendes Geräusch vernehmen, vergleichbar dem anhaltenden Wiegen eines Schaukelpferdes. Fragte man, was dieses sei, so erklärten die Mägde, zwei wilde Thiere hätten oben am Estrich ein großes Wiegmesser hin und her zu drehen. Sollte ich die Ursache heute aufspüren, so würde ich sie vorerst im Picken und Knarren einer Wanduhr suchen, deren Pendel sich durch die anstoßende Scheidemauer des Nachbarhauses hindurch unter gewissen Umständen hörbar macht. Was ein Spukhaus sei und daß unser Wohnhaus in diesem unheimlichen Rufe stehe, wußte ich damals noch nicht; als ich aber gegen fünfzig Jahre später einmal zu Bern mit dem Niederländischen General-Consul Fäsy über meine Herkunft sprach, erklärte er mir, ohne irgend eine Veranlassung meinerseits, daß das Frey'sche Stammhaus in Lindau als Spukhaus allgemein bekannt und verrufen gewesen sei. — So lebte man damals schlicht, eingezogen und enge, wenig reich an irdischen Gütern, wenn auch innerhalb eines gewissen Wohlstandes, dem lutherischen Glaubensbekenntnisse streng und eifrig anhängend.

Die zweite Familie, von der ich ferner zu sprechen habe, ist die der Sulzer. Verdanken wir unserm Stamme den gesunden, zu höherem Alter ausdauernden Körper, nebst Arbeitslust und Verstand, so sind wir jener Familie die Grundlage irdischen Wohlstandes schuldig. Die Sulzer haben ihren Hauptsitz in Winterthur und zählen dorten heute noch zu den angesehensten Geschlechtern. Ihr Name „Von Sulze“ reicht in die ältesten örtlichen Documente zurück und wird von dem Orte Sulz, in der Pfarre Dynhard, Bezirks Winterthur, herleiten, wo eine im Jahre 1386 durch die Zürcher zerstörte Burg gestanden hat. Das älteste aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammende Wappen der Sulzer zeigt ein aus aufrecht stehenden Dauben zusammengesetztes Holzgefäß in weißem Schilde; und da unter den zünftigen Geschlechtern der Winterthurer Herrenstube in älterer Zeit der Name „Sulzer von Baden“ vorkommt, so deutet man jenes Gefäß als Badzuber. Im späteren Wappen stehen drei gestielte Kleeblätter, das mittlere derselben durch einen gebrochnen Querbalken von den beiden oberen getrennt. Nachmals wechselten die seitlichen Kleeblätter gegen zwei Sterne, das untere stiellose Kleeblatt wurde zu grünen Hügeln und der gebrochne Balken blieb ganz weg. Als zu Ende des 18. Jahrhunderts ein Zweig Sulzer in den bairischen Freiherrenstand erhoben wurde, änderte er die Wappen-Kleeblätter in Eichenblätter um und schrieb sich nach der Burgruine Wart, Bezirks Winterthur, von da an „Sulzer von Wart“. Im Weiteren erzähle ich von hier an nur von demjenigen Zweige der Sulzer, welcher mit in die Frey'sche Stammtafel übergegangen ist.

Den Beginn macht der Winterthurer Tuchmann und Bibliothekar Hans Rud. Sulzer, ein kluger, reicher, leidenschaftlicher Sonderling. Schon in seiner Jugend durchwanderte er „auf seiner Profession“ den schwäbischen und baierischen Kreis, Ober- und Niederösterreich, Ungarn (wo er ein ganzes Jahr verblieb), Polen, Böhmen, Mähren, Schlesien, den sächsischen und fränkischen Kreis. Er kehrte 1719 zurück und berühmte sich, während seiner vierjährigen Abwesenheit niemals krank, ja nicht einmal unbaß gewesen zu sein. Als Kaufmann trat er dann 1738 abermals eine Reise nach Paris und über Holland nach London an, und hat dieselbe in folgendem auf der Bibliothek des aargauischen historischen Vereins liegenden Manuscripte ergötzlich beschrieben: „Reiß-Diarium über die innerthalb 17 Wochen

und einem Tag von hier auß Winterthur über Franckfurht am Mayn naher Holand, in Engelland und durch Franck-Reich wider naher Hauß gemachten Reiß. Zu einer etwelchen gedächtnuß für mich Selbsten auffgezeichnet Anno 1738.“ Er scheint sich nach der Hand mit seinen Mitbürgern überworfen zu haben, denn er verkaufte 1743 alle Habe und zog mit Kind und Kegel nach Hanau, das ihm auf seinen früheren Fahrten besonders gefallen hatte. Wann er diese Stadt wieder verließ, ist unbekannt, aber wir treffen ihn nachher wohnhaft in Zurzach, wo seine Tochter Elsbeth, von welcher alsbald besonders zu sprechen ist, 1748 confirmirt wurde. An diesem durch seine großen Messen vormals sehr namhaften Handelsplatze betrieb er seine kaufmännischen Geschäfte, aber wie es einem gewesenen Bibliothekar wohlansteht, so häufte er hier Bücher, Kupferstiche, Curiositäten, Naturalien, Münzen und Alterthümer in Masse an, hielt Papageien, zog schöne Pflanzen, und brachte diese vielfältigen Sammlungen in dem zunächst Zurzach am Rheinufer gelegenen Schlößchen Mandach unter. Er hatte dasselbe von dem Löbl. Gotteshaus St. Trudpert im Schwarzwalde erkauft, mittelbar von dem Hochlöbl. Stift St. Verenä zu Zurzach zu einem Erblehen empfangen und elegant eingerichtet. Sein Sohn Hans Kaspar setzte dann des Vaters Liebhabereien für naturwissenschaftliche und antiquarische Studien und Gegenstände hier weiter fort. Es sind noch Reste seines numismatischen Briefwechsels übrig, worin er seinen Tauschhandel bezüglich jener kleinen römischen Würfelchen bespricht, die damals zu Baden am östlichen Fuße des Schlosses Stein auf der sogenannten Würfelwiese ausgegraben und alsbald zu ganz erstaunlich hohen Ästimationspreisen angekauft wurden. Er und seine Schwester Elsbeth sind es, durch welche die Familie Frey in die hier nachfolgenden und erfolgreichen Heiratsverbindungen mit den beiden Familien Sulzer und Deppeler gekommen ist.

Elsbeth, die schöne willenskräftige Tochter, die dem Schlößchen Mandach zur Zierde gereichte und in der Familie das Regiment führte, verehelichte sich im Jahr 1752 mit Heinrich Deppeler von Degerfelden, einem Dorfe bei Zurzach. In der Mannslinie dieser Deppeler war die Untervogtei über den Zurzachischen Theil der Altgrafschaft Baden durch langes Herkommen ein Erbamt geworden und auf dem Degerfeldner Vogthause haftete überdies das Wirthschafts-, Müller-,

Bäcker-, Metzger- und Schlosserrecht zusammen als ein fünffaches Erblehen. Die Anwartschaft auf alle diese und noch andere Rechte und Erwerbsquellen stand dem Ehgemahl Deppeler zu, inzwischen trieb er zu Zurzach Handel und Kaufmannschaft. Als er aber vorfrüh starb, zwei noch unmündige Töchter hinterlassend, übernahm seine 34jährige Wittwe das Geschäft und ließ den jungen Jak. Friedrich Frey aus Lindau als Commis bei sich eintreten. Dieser hübsche frische Mann, der bereits bei den Firmen A. Werthemann zu Basel und Lotzbeck zu Nürnberg bedienstet gewesen war, erweiterte durch Reisen und Herbeiziehung neuer Artikel das Geschäft sehr rasch und fand bei alledem noch Muße, der heranwachsenden älteren Tochter Deppeler, Anna Elisabeth, den Hof zu machen. Bald nachdem er sie als Gattin heimgeführt hatte, verlegte er das Geschäft nach Aarau, wo es nachmals noch unter verschiedenen Firmen („Frey-Salzmann") fortbestanden hat. Dem Handelsvereine der Wittwe Deppeler mit ihrem Schwiegersohne Friedr. Frey gesellte sich nach wenig Jahren des Letzteren jüngerer Bruder David Frey bei und gewann die jüngere Tochter Deppeler, Anna Maria, zur Frau.

Nicht minder bedeutsam als die Rolle, welche Elsbeth Sulzer in unsrer Familiengeschichte spielt, ist diejenige ihres Bruders Joh. Kaspar geworden. Er stand bereits im 45. Lebensjahre, als er Mandach verlassen hatte, nach Lindau gieng und hier des Zurzacher Handlungsdieners Fried. Frey Schwester, Maria Elisabeth, kennen lernte. Er war den Eltern ein willkommener Bewerber, und die ihnen gehorsamende Jungfrau reichte ihm 1775 die Hand. Sie besorgte von nun an im Lindauer Wohnhause das Ladengeschäft in Strumpfwirkerwaare, englischem Thongeschirr u. s. w., während der fromme Gemahl mit der Familie Kirchenchoräle absang und auf der Hausorgel begleitete, sich bei der Stadtverwaltung nützlich machte und endlich Senator wurde. Sein war nun jenes helle freundliche Wohnhaus, das zugleich der Schauplatz meiner Knabenjahre gewesen ist. Es stieß unmittelbar an unser Stammhaus und war mittels einer durch die Giebelmauer gebrochnen Thüre mit dem ersten Stockwerk des unsrigen vereinigt.

Da lag hinter einem kleinen verschließbaren Vorraum Sulzers Studierzimmer. Durch ein sogenanntes Ochsenauge, das gewöhnlich von dem gemalten Bilde eines durchschauenden Gesichtes maskirt war,

konnte man aus dem Bretterverschlag ins Zimmer hineinblicken und die altmodischen, mit Schiebern und Kastenthüren versehenen Wandspinten überzählen. Die Curiositäten-Sammlung war jedoch nicht mehr hier, sondern bereits in eine Eckkammer des dritten Stockes hinaufgeräumt. Der von Pferdestallung und Wagenschopf flankirte Hofraum hatte einen laufenden Brunnen, in dessen Trog lebende Fische und Krebse, letztere in kupfernen Seiherbecken, stets gehalten wurden. Welch ein Gewimmel, wenn da das Vorlegschloß weggenommen, der Schutzdeckel aufgehoben und das Futter hinein geworfen wurde.

Um nun schließlich auf unsre eigne Familie übergehen zu können, muß ich noch einmal auf den schon genannten Jak. Friedr. Frey-Deppeler zurückkommen. Er hatte sich mit seiner Frau in Zurzach niedergelassen, als an einem durch den damaligen Speditionshandel höchst ansehnlichen und vortheilhaften Orte. Zur Zeit der beiden Jahresmessen zu Ostern und Herbst, jede von vierzehntägiger Dauer, waren hier so zahlreiche Fremde zu beherbergen, daß jedes Privathaus zum Gasthaus, jedes erträgliche Erdgeschoß zum Kaufladen und Magazin wurde. So fand Frey den Aufenthalt hier nicht minder vortheilhaft als jenen zu Lindau und suchte sich, auf den Rath der Schwiegermutter, nun im Lande einzubürgern, zunächst in Zurzach selbst. Allein hier, wo das reiche Collegiatstift zur heiligen Verena großen Einfluß ausübte, wo überdies die confessionell gespaltene Bürgerschaft sogar die Zahl der örtlichen Fleischbänke je nach der confessionellen Kopfzahl Jahr um Jahr eifersüchtig versteigerte, wurde die Bewerbung des Lindauer Lutheraners mit der Bemerkung abgelehnt, daß man hier bereits genug reformirte Bürger habe und keine neuen aufnehme. Als er sich hierauf mit dem gleichen Ansuchen an die reformirte Stadt Zofingen wendete, hiebei durch die dortige, ihm sehr befreundete Familie Müller unterstützt, scheiterte er abermals am Widerstand der Gemeinde, die bei Vermehrung der Bürger eine Verminderung ihrer reichen Bürgerholz-Nutzungen und sonstigen Competenzen vorausfah. Endlich erreichte er in Aarau seinen Zweck. Er wurde 1773 gegen eine Einkaufsumme von dreitausend Schweizerfranken a. W. aufgenommen, aber auch hier hatte die damals sehr zahlreiche Innung der Messerschmiede die besondere Bedingung mit in den Bürgerbrief setzen lassen, daß Frey keinen Handel mit englischen Messerschmiedwaaren treiben dürfe. Es gieng ihm hier nach

Wunsch. Er gelangte nachmals in den Gr. Rath, war vom Jahr 1809 bis zu seinem Tode 1818 Stadtammann und blieb, wie er sonst ein hübscher Dragoneroffizier der Bernermiliz gewesen war, auch im Alter noch ein eifriger Reiter. Ein Sturz mit dem Pferde machte seinem Leben ein Ende.

Des Verstorbenen jüngerer Bruder David war nach achtjährigen Diensten in französischen und in Genfer Häusern zu seinen Eltern nach Lindau heimgekehrt. Aber welcher Schrecken und Kummer befiel sie, als man unter seinem Reisegepäcke die Werke Voltaires entdeckte. Man wußte zwar nur vom Hörensagen, daß dieser französische Antichrist verderbliche, Sittsamkeit und Glauben vernichtende Grundsätze verbreitet habe, dies genügte indessen, um die entsetzlichen Bücher augenblicklich aus dem orthodoxen Hause zu verweisen. Vielleicht war's gerade die elterliche Indignation gegen den französischen Classiker, welche den stillen Plan der beiden Brüder unterstützen half, kurz, ihre beabsichtigte Handelsverbindung kam zu Stande, David trat ins Aarauer Bürgerrecht und heiratete Anna Maria Deppeler, die jüngere Schwester der Brudersfrau. Er blieb der schweizerischen Politik weniger fremd als Friedrich. Schon während der helvetischen Republik war er im schwierigsten Zeitpunkt Unterstatthalter, vielleicht dazu vermocht durch freimaurerische Freunde, deren Orden er bereits von Lyon und Genf her angehörte. Später hatte er eine Mission nach Bern übernommen, wo er Namens des Aargau's über die von Bern dem neuen Kanton auszuliefernden Gelder, Waffen, Kriegsvorräthe, Salz- und Kornmagazine u. s. w. zu verhandeln beauftragt war.

Er war alsdann Stadtammann, Großrath, Appellationsrichter, Mitstifter und Cassaverwalter der Kantonsschule, Gründer und Mitglied der Gesellschaft für vaterländische Cultur, der Ersparnißkasse, der Hilfsgesellschaft, der Bibelgesellschaft. Schließlich legte er 1824 alle Ämter nieder, um den Lebensrest im Kreise der Seinigen zuzubringen, und starb ruhig, hochgeachtet und betrauert am 4. April 1827.

Das dritte der Geschwister war Anna Elisabeth, die spätere Gattin des Daniel Frey jun. von Aarau, als solche meine und meiner Brüder Mutter; und das vierte war die Schwester Felicitas. Dieser beiden lieben Frauen wegen will ich erst ihre elterliche Haushaltung zu Lindau schildern. Hier galt alter Ton und alte Sitte. Für den Winter mußten

Vorräthe aller Art herbei, als wäre man auf einem Meerschiff oder in einer belagerten Stadt: Baumfrüchte, Bodenfrüchte, Sauerkraut, Wurzeln, Fleisch ins Kamin, selbstzubereitete marinirte Gangfische. Aus Unschlittresten, Monate lang zusammengekratzt, wurden unter einem das Haus durchstänkernden Qualm Küchenkerzen fabrizirt von fabelhafter, ganz unnennbarer Farbe. Zeug- und Leinenreste wurden zu Zunder gebrannt und damit eine Blechbüchse angefüllt, in welche man die mit dem halbpfündigen Stahl aus dem Feuerstein mühselig geschlagenen Funken hinein fallen ließ. Nichts durfte verkommen, jeder Abfall mußte wieder zu Ehren gezogen werden, wenn man damit auch nicht so weit gieng, wie unsere neuenburgischen Damen Delüze, welche die Oelbilder ihrer Ahnen zu Küchenschürzen umarbeiteten. Mutter und Schwester besorgten zusammen einen im Erdgeschoß gelegenen Kaufladen. Weil man im obern Stockwerk wohnte, stand der Laden stets geschlossen; der Kunde läutete also an und wartete. Nachdem nun einige Zeit im Hause herumgerufen worden, daß man läute, so öffnete sich ein oberes Fenster und die eine der Kaufmänninnen begann: Wer läutet? Antwort von unten: Ich bin's, Frau Senatorin! Frage: So? was habet Sie wolle? Antw.: Ich möchte gern in den Laden. — Aha, hieß es droben, wollet Sie g'wiß was kaufe? Antw.: Ja, Messingdraht. Schlußbescheid: So, Den wollet Sie? mir wollet schaue, ob einer da ist, der für Ihne paßt. Es wird gleich Jemand 'nunter komme. — Hierauf wurde das Fenster droben zugemacht und nun erst bestimmt, wer hinunter gehen und den Kunden bedienen solle. Bis aber der Ladenschlüssel gesucht war, konnte der drunten Wartende den 78. Psalm zu Ende singen, wenn ihm der 119. Psalm doch zu lang geworden wäre; denn jener hält 72 und dieser 176 Verse, deren letzter mit den Worten schließt: „Ich bin wie ein verirrtes und verlornes Schaf."

Auch ein anderes Bild aus den Handelsspeculationen dieses Schwesterpaares ist noch beizubringen. Bei den damals sehr bedrängten Zeiten war es leicht, aus den schon zum Theil aufgehobenen Klöstern alte Stickereien und geperlte Meßgewänder, und ebenso die aus der Mode gekommenen Bockelhauben mit Gold- und Silberborten um ein Geringes aufzukaufen. Die Perlen wurden abgetrennt und wenn man eine genügende Anzahl beisammen hatte, sortirt. Dazu brauchte man das Instrument des Perlensiebes, das mich damals auf's Höchste interessirte.

Es bestand dieses aus fünf bis sechs scheffelartigen Sieben aus Messing, je von anderthalb Zoll Durchmesser und fünfviertel Zoll Höhe; eines konnte auf das andere gesteckt werden, wenn alle auf einander geschraubt waren, hatten sie das Ausfehen einer acht Zoll langen Röhre. Die Böden dieser Siebe hatten runde Löcher und zwar von oben nach unten immer kleinere. Schüttete man nun die Perlen in das obere Sieb, so blieben hier die größten zurück; in jedem folgenden Raume lag eine kleinere Nummer, im untersten, undurchlöcherten Boden die kleinsten Samenperlen. Mehr noch gab die metallurgische Behandlung der alten Gold- und Silbergarnituren zu thun. Dazu wurde auf dem Küchenherd ein Kohlenfeuer um einen Graphittiegel herum angezündet und dieser mittels Blasbalgs und Lunge zum Glühen gebracht. War der Glühpunkt erreicht, so wurden die Borten langsam mit einer Zange in den Tiegel eingetragen. Die mitverbrannten Faden-, Wollen- und Seidentheile erfüllten während dieser alchymistischen Operation Küche und Haus mit einem Dunst, der jeden Spukgeist und Hauskobold auf ewig weggeräuchert hätte. Allein solchen Brodem vergaß man leicht, wenn auf dem Boden des Tiegels schließlich ein Klümpchen reines Metall erglänzte. Von Silber und Gold das Kupfer auszuscheiden, gieng freilich über die Kunstfertigkeit des goldmachenden Damenpaares, sie schätzten daher den Metallwerth nur ungefähr und verständigten sich „in Minne“ mit ihrem Hauptabnehmer, einem aus Hohenems von Zeit zu Zeit bei ihnen vorsprechenden Juden.

Als dann der gute alte Herr Sulzer gestorben war, hatte sich für die Wittwe abermals ein Band gelöst, das sie bisher an Lindau fesselte, und nachdem dann noch der Gatte ihrer einen Tochter seinen Wohnsitz zu den Brüdern nach Aarau verlegt hatte, entschloß sich die 58jährige Frau ohne Kummer ebenfalls zur Auswanderung in die Schweiz; Schwester Felicitas begleitete sie. In Aarau wartete beider noch ein recht freundlicher Lebensabend, sie wohnten hier zuerst bei Friedr. Frey-Deppeler, später in meinem Vaterhause in der Laurenzen-Vorstadt. Wenn sie da ihr gewohntes Kartenspiel machten und der vierte Gesellschafter, der katholische Stadtpfarrer Keller, oder Reg.-Rath von Reding, bei der Partie ausblieb, so wurde ich oder einer meiner Brüder einberufen, um das Spiel voll zu machen. Sonst waren wir Knaben nur zugelassen, um für diesen oder jenen Spieler den Glücksdaumen zu halten, d. h. den Daumen in die vier Finger derselben

Hand fest einzuschlagen und damit demjenigen Glück zu bringen, dem man zunächst stand.* Traf es zu, so erhielt der kleine Daumenhalter einen halben, wohl auch einen ganzen Batzen Standgeld.

Nun noch ein erklärendes Wort über die Verhältnisse der Unsrigen in Lindau und den Grund ihrer Uebersiedelung von dorten nach Aarau.

Lindau, eine freie Reichsstadt, hatte sich frühe zur Lehre Luthers bekannt und ihr die Hauptkirche zu St. Stephan eingeräumt. Eine so wichtige, jeden Einzelnen mitbetheiligende Conversion, die anderwärts zu heftigem Bürgerzwist führte, war hier ohne beträchtliche Störung und ohne die tollen Bilderstürmer-Scenen vor sich gegangen; ein Zeugniß hievon ist das dortige katholische Damenstift sammt Kirche, dessen Bau heute noch größer an Umfang und reicher an Ausschmuck ist als die Pfarrkirche selbst. Die topographische und die politische Lage des Ortes waren der Entwicklung des bürgerlichen Selbstgefühles, des Wohlstandes und der Intelligenz sehr günstig. Mit dem religiösen Bewußtsein, losgeworden zu sein des kirchlichen Absolutismus der Päpste und Concilien; mit dem politischen Bewußtsein, keinen andern Herrn über sich zu wissen, als Kaiser und Reich; altverbündet mit dem mächtigen Augsburg; durch die insulare Lage des Ortes gegen feindliche Handstreiche gedeckt, und doch zugleich hinausgelockt in's Weite zu rührigem Handel und Wandel — wie hätte sich da nicht nach Wunsch leben lassen sollen. Hier hatte der Verkehr zwischen Italien und Deutschland seinen Hauptvermittlungspunkt. Von Mailand, Genua und Bergamo her über den Bernhardin und Septimer; von Venedig und Innsbruck her über die Malserhaide, Finstermünz und den Arlberg, mündete der Waarentransport in den Bodensee und landete im Hafen zu Lindau. Hier mußten alle Kaufgüter umgeladen, die auf dem Wege beschädigten in Stand gestellt, detaillirt und frisch verpackt werden. Da hatten die Kübler, Seiler, Huf- und Nagelschmiede und deren Hilfshandwerker vollauf zu thun; es wimmelte von Fuhrleuten und Spannern, welche die Fracht in die

* Dieser Brauch hat altheidnische Wurzeln. Der Germanengott Wodan lenkte das Schicksalsspiel des Krieges und war darum auch Lenker des Glücksspieles. Der Daumen war ihm geheiligt, Wodansspanne hieß in den Niederlanden der Raum zwischen dem gestreckten Daumen und Zeigefinger, und daher sagte man, Glücklichen laufe das Spiel auf dem Daumen. Grimm, Myth. 145.

Magazine der Spediteure, oder über die lange Brücke nordwärts führten. Acht umliegende Seestädte befuhren in geregeltem Schiffsverkehr die Lindauer Schranne, sie war weitum die größte und berühmteste, sie lieferte der ganzen Schweiz den Kornbedarf. Von der Augsburger Börse her gieng allwöchentlich das baare Geld fässerweise hier durch in's Alpenland; Milchproducte, Leinwand, Bauholz u. s. w. lieferte dieses dafür zurück. Fischfang, Räuchern und Mariniren der Fische wurde in's Große betrieben. Sogar das scheinbar Kleinfügige, das blos Seltsame gelangte hier zur eigenthümlichen Verwerthung, so z. B. der sonderbare Artikel der Palmzweige, oder richtiger der Palmblätter; von weit her kamen die Israeliten, um sie für ihre gebotenen Feste einzukaufen. Schöne Landgüter zunächst am Ufer, gutgepflegte Obst- und Weingärten gaben Zeugniß von bürgerlicher Behäbigkeit. Allein die französische Revolution wandte auch hier das Blatt; nachdem sie eine Menge großer deutscher Herren depossedirt hatte, sollten zuletzt die Reichsstädte die Zeche bezahlen. Unter den linksrheinischen souveränen Besitzthümern hatte Frankreich auch dasjenige des Fürsten Karl August von Bretzenheim-Regecz zur Hand genommen, und weil derselbe mit zu den österreichischen Fürsten zählte, so wurde ihm die Reichsstadt Lindau, ihm zum Troste, den Lindauern zum Schrecken, als einstweiliger Ersatz übergeben. Man erklärte der Stadt, hiemit sei sie der Sorge los, von den Franzosen aufgefressen zu werden, und habe deshalb offiziell zu danken und zu illuminiren. Wie befohlen, so geschehen. Allein das Regiment Bretzenheim schlug hier dennoch keine Wurzeln. Bald fand es Kaiser Franz II. zweckmäßiger, seinen Staatsbesitzungen am See auch Lindau anzuschließen, und Letzteres erhielt denn abermals die allerhöchste Weisung, es habe zu illuminiren und sich zu freuen. Damals war's, daß ein wackerer Schildbürger den transparenten Festspruch vor's Fenster steckte: „Von Bretzenheim wir wandern Zum Kaiser Franz dem Andern.“ Auch diese Herrlichkeit war kurz. Denn wieder eines Tages verkündete der Ausrufer in den Straßen, man sei nun königlich bairisch und habe dem Schützlinge Napoleons, dem Wittelsbacher Max Joseph zu huldigen. Sofort abermals Beleuchtung und Vivat, trotzdem daß Handel und Verkehr auf's Tiefste darnieder lag. Kaum gieng damals noch eine andere Waare ab, als die Oel- und Wasserfarbe; denn nun hatten alle Maler die Hände voll, um die hunderterlei Zollsäulen, Schlagbäume, Weg-

weiser, Fensterladen und Windfahnen blau-weiß anzustreichen. Weil aber mit Lindau zugleich auch Vorarlberg und Tirol bairisch erklärt worden war, so verdroß das die Vorarlberger Bauern so heftig, daß sie zu den Waffen griffen, über die Grenze fielen und Lindau wiederholt bedrohten und berannten.

Wie oft geschah's in dieser kritischen Zeit, daß mein Vater Daniel Frey-Sulzer als Offizier der Lindauer Bürgermiliz seinen Sturmhut mit einem mindestens ellenlangen Federbusch aufzusetzen und die Runde zu machen hatte gegen die aufständischen Bauern. Schon im Jahre 1808 schien die Stadt so sehr gefährdet, daß er plötzlich Frau und Kinder in eine Kutsche setzte und bei anbrechender Nacht dem nördlichen Seeufer entlang fortbrachte zu den Großeltern nach Aarau. Die Flüchtlinge konnten zwar nach ein paar Monaten wieder zurückkehren, allein die Unsicherheit der Person und des Eigenthums, die zunehmende Entwerthung der Güter und der örtliche Handelsverfall machte während der nächsten zwei Jahre den oft erwognen und immer wieder verworfnen Entschluß zur Auswanderung endlich unabweisbar. Ein Theil der Familie gieng voraus, das Elternpaar mit den zwei jüngsten Kindern folgte; bald fanden sich alle wieder vereinigt im großväterlichen Hause am Hirschengraben zu Aarau. Diesem Wohnhause gegenüber stand damals noch der alte Stadtthurm Ankenkübel, und als wir über ihm den wundervoll schönen Kometen von 1811 erglänzen sahen, verhießen wir uns Glück und Freude.

Nun gieng's zunächst an die Erwerbung eines eigenen Wohnhauses; ein solches fand sich käuflich in der Laurenzenvorstadt und wurde bezogen, auf einem zu gleichem Zwecke voraus erworbenen Bauplatze erstand später die neue Kaserne. Hierauf begann das Fabrikgeschäft; allein in den bald folgenden Theuerungsjahren gab's Sorge und Mühe genug um den Haushalt. Fünfzehn Personen zählte unser täglicher Familientisch, darunter nach patriarchaler Sitte auch unsre Knechte und Mägde. Doch Rührigkeit und Gesundheit halfen über die schlimme Zeit hinweg. Als ein hellsehender Mann wurde der Vater zu mancherlei öffentlichen Geschäften herbeigezogen. Dem Stadtrath hat er 22 Jahre lang angehört, während zwölfen war er Stadtammann. Das bedeutendste Nationalfest der Schweiz, das eidgenössische Schützenfest, ist durch ihn, den Aarauer Schützenmeister, im Jahre 1824 gestiftet worden. So lebt mancher Schöpfer in seinen Werken fort, wenn auch

seiner selbst lange nicht mehr gedacht wird. In Mitte der Seinigen entschlummerte der freundliche Greis, über 78 Jahre alt, im October 1856, leise für sich hin sprechend: Ich bin ja alt genug!

Früheste Jugendzeit 1801—1810.

Als ich am 12. Oktober 1801 zu Lindau am Bodensee das Licht der Welt erblickte, galt ich als ein schwächliches, wenig lebensfähiges Kind. Man trug daher, trotz der rauhen Herbstzeit, das zweitägige Würmlein in die Stephanskirche zur Taufe, um es wenigstens nicht als einen Heiden sterben zu lassen. Allein das Knäblein war zäher, es gedieh und konnte schon im März darauf geimpft werden, als eines der ersten in Lindau, an denen die herrliche Erfindung des Engländers Jenner zum Versuche kam. Man machte tüchtige Narben, die heute noch (1868) ganz deutlich sind und bis zum Ende bleiben werden. Den Windeln entwachsen, gab man mir zum Spielzeug einen Klapperstorch, der sich auf seinem Gestell drehte und dem ich unter dem Stubenofen seinen Stall anwies. Sobald ich gehen lernte, rutschte ich die Treppe hinab in das untere Stockwerk zum Großpapa Sulzer. Der war beständig zu Hause, ein lieber freundlicher Herr mit schön frisirten Haaren und fest gebundenem Zopf. Im Nebenhause wohnte Tante Felicitas. Beide hatten Kinderfibeln mit Bildern, auf fast unzerstörbaren Pappendeckelblättern aufgeklebt, bei jedem Bilde der betreffende Leitbuchstab mit seinem wunderlichen Reimsprüchlein:

Der Adler achtet nicht aufs Aas, dafür behagt ihm Reh und Has.
Der Bäcker backt das liebe Brod, der Bauer baut's mit Müh und Noth.

Bis zum Y und Z vermag ich heute noch diese Verslein der Reihe nach zu wiederholen, so fest bleiben einzelne Kinder-Erinnerungen in uns haften. Sobald man mir das betreffende Einzelbild aufschlug, wußte ich den Spruch dazu aufzusagen, und die Leute, die den Mechanismus nicht erkannten, meinten, ich könnte bereits lesen. Aber nur ein paar Jahre gieng's, so durfte ich nicht mehr so oft hinunter zum Großpapa, und eines Tages hieß es, eben sei er gestorben und müsse nun auf's Brett gelegt werden. Wirklich wurde ein solches herbeigebracht und an jedem Ende ein Stuhl untergestellt.